

# Die Parabel von den unterschiedlichen Talenten

Wir kommen auf die Welt und schlagen eines Tages die Augen auf, und dann überschlagen wir die Chancen, die wir haben, im Leben voranzukommen; wir prüfen unsere Fähigkeiten, rechnen mit unseren Möglichkeiten, und siehe da!, gleich neben uns gibt es Menschen, die in irgendeinem Punkte besser dazustehen scheinen als wir selber. Sie sind schöner, klüger, reicher, besser, in irgendeiner Weise bevorzugt auf die Welt gekommen. Und das Schicksal ist ungerecht: Schon von den Startlöchern her scheint es die einen zu begünstigen und die anderen ins Hintertreffen zu setzen. Und die Frage ist nun: wie lässt sich damit leben? [...]

Aber wenn wir einmal denken könnten, es käme wesentlich in unserem Leben überhaupt nicht darauf an, wie wir in Bezug zu anderen abschneiden, die einzig wesentliche Frage unseres Lebens bestünde vielmehr darin, wie wir mit dem umgehen, was Gott uns gegeben hat, so könnte auf der Stelle Frieden in unser Herz einkehren. Denn Gott wird uns nicht danach fragen, warum wir nicht Mose oder Abraham oder Jeremia gewesen sind, Gott wird uns ganz nüchtern und einfach fragen, warum wir es unter Umständen versäumt haben, mit all unseren Fähigkeiten und Anlagen wir selber zu werden, – nicht mehr, nicht weniger. Die ganze Kunst unseres Lebens könnte dann dem Bestreben gelten, das eigene Maß zu finden und uns selber darin schätzen zu lernen; und die ganze Kunst im Umgang miteinander könnte dann darauf gerichtet sein, einander das Gefühl zu vermitteln, so, wie



man selber ist, absolut berechtigt, gut und vor Gottes Augen einzig richtig dazustehen [...]

Zu wem Jesus sein Gleichnis gesprochen hat?

Offenbar zu Menschen, wie wir sie ein Stück weit alle sind, Menschen voller Widersprüche, von denen ein jeder mit seinem Leben sich abzuschern sucht, indem er sich sagt: »Ich wüsste schon, wo meine Wahrheit läge, aber ich will um Himmels willen nichts riskieren. Ich wüsste schon, welche Träume in mir schlummern würden, aber mir fehlt der Wagemut dazu. Besser ist, ich überlasse Phantasie und Unternehmungslust den Größeren, denen, die dafür gemacht sind. Zwar spüre ich wohl eine gewisse Lebensenergie in mir, aber ich fühle mich zu schwach und ungesichert, denn neben mir stehen andere, größere, stärkere, bessere, klügere, schönere – Bevorzugte eben. Nein, nur nicht etwas riskieren, nur nicht mich preisgeben, nur nicht mich wagen.«

Die Evangelien überliefern übereinstimmend das bittere Wort Jesu, dass, wer sein Lebensprinzip einzig darauf gründe, sein Leben retten und bewahren zu wollen, es mit tödlicher Sicherheit verlieren müsse; er wird dann am Ende völlig leer dastehen,

und es ist überhaupt nichts bei seinem Leben herausgekommen. Offensichtlich liebte Jesus gegenüber den ängstlichen Verweigerern die göttlichen Abenteurnaturen, die vertrauensvoll Wagemutigen, die, kaum dass sie etwas in der Hand haben, hingehen und etwas unternehmen. [...]

Gewiss, man kann scheitern, und man kann das Scheitern fürchten. Aber wer nur das Scheitern fürchtet, scheitert sicherlich, denn er kommt nicht dazu, überhaupt auch nur irgendetwas zu tun. Man kann sich verspekulieren, und man kann etwas falsch machen, das ist wahr; aber wer in seinem Leben nur alles richtig machen will, macht niemals etwas richtig, und wer grundsätzlich sich davor schützen möchte, dass ihm am Ende eine Chance entgeht oder er auf das falsche Pferd gesetzt hat, wird nie zu einem Gewinn kommen. Obwohl die Parabel Jesu von dem Umgang mit erheblichen Geldbeträgen erzählt, ist in Wahrheit natürlich nicht von finanziellen Erwägungen die Rede, sondern von der Grundhaltung unserer Existenz. Es geht in dieser Parabel darum, den eigenen Reichtum in seinem realen Maß ohne rivalisierenden Seitenblick auf andere zu sehen und ihn zu leben, so üppig, als es möglich ist, so phantasievoll, als die Sehnsucht reicht, so reichen Herzens wie nur irgend denkbar. Alles sollten wir wagen und riskieren, denn unser Leben ist groß genug und dazu bestimmt, fruchtbar zu sein.

aus: Eugen Drewermann,  
Tiefenpsychologie und Exegese, Bd. II,  
Olten, Freiburg <sup>2</sup>1991, S. 749–752